

Der Welt Spiegel

Illustr. Halbwochen-Chronik

des Berliner Tageblatts

Das Telephon.

Von Flemming Agreen-Uffing.

„Bitte, zahlen!“
Der dicke Großkaufmann sitzt hochtrabend an seinem Stammtisch und nippt an seinem Kaffee.
„Bitte, zahlen!“ ruft er nochmals, als niemand ihn zu hören scheint. Endlich nähert sich der Kellner Nr. 3, namens Nasmussen, bedächtig und langsam, wie die dänischen Kellner zu tun pflegen.
„Wie lange soll ich denn eigentlich auf Sie warten? Ich möchte zahlen!“
„Bitte,“ sagt Nr. 3 und notiert die verschiedenen Posten. Nasmussen bedient den Großhändler nicht gern, denn seine Unfreundlichkeit gegen die Kellner sieht in traurigem Mißverhältnis zu seinem spärlichen Trinkgelde.
„Bitte!“ Nr. 3 reicht ihm die Rechnung.
„Em!“ Er sieht die Posten durch und prüft sorgfältig die Summe nach, um zu sehen, ob der Kellner ihn auch nicht geprellt hat. Wese demjenigen, der sich etwa bei der Addition geirrt hat, das heißt, wenn der Irrtum zum Nachteil des Großhändlers ist.
Aber die Rechnung stimmt, und er nimmt sein Portemonnaie aus der Tasche. Er hat 3,50 Kr. zu bezahlen und gibt dem glücklichen Kellner 3,60 Kr. Der verbugt sich übertrieben höflich und will sich gerade entfernen, als der Großhändler zu ihm sagt: „Sorgen Sie das nächste Mal dafür, daß ich mit dem Kaffee nicht geprellt werde. Es war nur eine Kaffe in der Kanne, und es sollen zwei darin sein.“
Nr. 3 zuckt bedauernd mit der Schulter und will sich entfernen. Da bricht die Wut, die stets in dem Großhändler gärt, los, und er schimpft und flucht über diese verdammte Kellnerlei mit der einen Kaffe Kaffee. Doch nun verliert Nr. 3 die Geduld und erbietet sich höflich, den streitigen Kaffee selbst zu bezahlen.
„Ich will den Verlust gern persönlich tragen,“ sagt er.
Diese Worte wirken auf den Großhändler wie eine eiskalte Dusche. Er wird augenblicklich ruhig und beherrscht und sagt mit großer Würde zum Kellner:
„Sie irren sich durchaus, mein Freund. Meine Beschwerde richtet sich nicht gegen Sie, sondern gegen das Büfett. Sie, mein Lieber, sind ja nur ein Telephon zwischen mir, dem Gast, und dem Büfett. Sie sind nichts weiter als ein Telephon, das die Befehle empfängt und weitergibt, die das Büfett oder ich Ihnen erteilen.“
Nasmussen sieht den Großhändler an. Er hat

im Laufe der Jahre als Kellner manches hintergeschluckt müssen, aber das war denn doch — es gibt doch eine Grenze! Und seine Stimme zittert vor Kränkung, als er sagt: „Der Herr Großhändler meint also, ich sei ein Telephon?“
Das ist alles, was er über die Lippen zu bringen vermag. Der Gast hat inzwischen seinen Ueberseher angezogen, und während er das Lokal verläßt, wiederholt er als schönen, würdigen Abschluß des kleinen Intermezzos seine Worte:
„So, Sie sind nur ein Telephon, merken Sie sich das — aber Sie sind ein verdammt schlechtes Telephon.“
Es ist ein paar Stunden später. Das Café ist fast leer, nur an einigen Tischen sitzen noch einige Gäste bei ihrem letzten Whisky. Nasmussen sieht an eine Saule gelehnt und starrt melancholisch vor sich hin. Er denkt. Seine Gedanken drehen sich nur um eine einzige Sache, nämlich die, daß man ihn ein Telephon genannt hat. Er

kann es sich kaum vorstellen, daß man ihm diese infame Kränkung zugefügt hat, ihn, dens Peter Nasmussen, ein Telephon zu nennen. Selbstam übrigens, daß er es nicht abschütteln kann. Er pflegt sich doch sonst dergleichen nicht so zu Herzen zu nehmen. Aber — und seine Miene bekommen einen philosophischen Ausdruck — kam es vielleicht daher, daß es wirklich eine Verächtlichung hatte, ihn mit einem Telephon zu vergleichen? Hatte der Großhändler nicht recht? — Und Nasmussen denkt und überlegt und philosophiert, kommt aber zu keinem Resultat.

Doch eine merkwürdige, beklemmende, schwere Traurigkeit lastet beständig auf ihm. Er kann nicht vergessen, daß der Großhändler ihn zu einem Telephon reduzieren wollte, und bald ist er so weit gekommen, einzulehen, daß der Großhändler in der Tat recht hat. Denn was ist er anderes als ein Telephon zwischen dem Büfett und den Gästen? Und Nasmussen empfindet plötzlich einen grenzenlosen Kummer über seinen Beruf und sich selbst und das ganze Leben.

Am Esstisch ist wiederholt an das Glas geschlagen und gerufen worden, da die Gäste dort gern bezahlen wollen. Aber Nasmussen hört und sieht nichts, unbeweglich steht er an seiner Saule und denkt darüber nach, ob er ein Telephon sei.

„Hallo! Sie da!“
Die Gäste am Esstisch werden ungeduldig.

Da gibt es einen Ruck in Nasmussen, und er geht zu ihnen. Während er mechanisch die Bezahlung entgegennimmt, Geld herausgibt und sich für das Trinkgeld bedankt, klingt es unablässig in seinen Ohren: „Hallo! Sie da!“

Und einen Augenblick ist der gute Nasmussen im Begriff zu glauben, daß er ein wirkliches Telephon sein müsse — und gleichzeitig ist er sich darüber klar, daß er verriickt wird, wenn diese Zwangsvorstellung ihn nicht bald verläßt.

Das Café ist geschlossen. Die Stühle stehen auf den Tischen, und nur eine einzige elektrische Flamme leuchtet Nasmussen, der an einem Tisch sitzt, sein Geld zählt und seinen Verdienst nachrechnet. Obwohl er in den letzten drei Tagen für zwei gearbeitet hat, da er die Arbeit eines kranken Kollegen mit übernommen hatte, ist er nicht im geringsten müde. Und er wundert sich nicht einmal darüber.

Doch morgen kann er sich ausschlagen, denn dann kommt ein Reservekellner, der die Arbeit des Kollegen übernehmen soll. Gut, daß der endlich kommen soll, denn lange hält man einen Arbeitstag von achtzehn Stunden doch wohl nicht aus, denkt Nasmussen.

Er fühlt ein Surren im Kopf — durchaus nicht



Fran Ginette Vantelme-Edwards, Henri Manuel, Paris, phot. die bekannte Pariser Schauspielerin, die bei Emmerich im Rhein extrant.

unbehaglich — und glaubt, das sei doch wohl Müdigkeit, die sich dort festgesetzt hat. Der Reservertellner! Nasmusen lacht plötzlich und glückt dann vor Lachen — und seine Augen bekommen einen blöden Ausdruck. Denn er denkt noch immer an das „Telephon“, und nun hat er beschlossen, dem Reservertellner morgen zu sagen, daß er ein Telephon ist.

Nasmussen lacht idiotisch. „... Ein Reserver-Telephon! Haha! Haha! Da!“

Er steckt sein Geld in die Tasche, löst das elektrische Licht, schließt das Café und wandert, völlig erschöpft vor Uebermüdung, nach Hause.

Als er im Schlafzimmer steht und sich auszieht, überkommt ihn plötzlich ein unüberwindlicher Drang, seine ruhig schlafende Ehehälfte zu wecken und ihr die Neuigkeit des Abends zu erzählen. Er gibt diesem Drange nach, und als sie sich erheben und schlaftrunken zu ihm wendet, sagt er ohne jede Einleitung und ohne guten Abend: „Ich wollte dir nur erzählen, Sophie, daß ich ein Telephon geworden bin.“ — Sophie sieht ihn an, als sei er verrückt. Doch Nasmussen sagt ganz ruhig: „Na, du brauchst mich nicht so anzusehen, denn ich bin ein Telephon, schlecht und recht ein Telephon.“

Dann löst er das Licht und friecht in sein Bett — ohne noch ein Wort zu reden. Seine Frau wagt nicht zu sprechen, da sie glaubt, ihr Mann habe einen Anfall von Wahnsinn bekommen oder sich ganz gegen seine Gewohnheit betrunken. Ein wenig später schläft sie wieder — ruhig und fest, als ob nichts geschehen sei.

Nasmussen aber liegt schlaflos, bis das Tageslicht ins Zimmer dringt und die Späken draußen zu zwitschern beginnen. Als er endlich in Schlaf fällt, hat er einen seltsamen Traum:

Er befindet sich auf einem Schreibtisch in einem elegant eingerichteten Zimmer, das er noch nie zuvor gesehen hat. Da merkt er, daß er einen wunderlichen Ton von sich gibt, und gleich danach fühlt er, daß jemand fest seinen Arm umfängt! Als er näher zusieht, erweist sich's, daß er in den reizendsten Telephonapparat verwandelt worden ist; und der dicke Großhändler aus dem Café hat den Hörer — offenbar seinen linken Arm — genommen und spricht hinein. Aber das tut verflucht weh, denn der dicke Mensch drückt auf die Feder; er kann ja nicht wissen, daß das Rohr Nasmussens Arm ist. Dann hört er ein: „Hallo! Sie da!“ Aber das ist merkwürdigerweise nicht



Vom Caprivizipfel: Krieger aus dem Ovambostamme, von dem angeblich die Patrouille des Kommissars v. Franzenberg überfallen wurde.

des Großhändlers Stimme. Da verflüchtigt sich alles in Nebel, und Nasmussen befindet sich gleich darauf in einem eleganten Café, in dem alle Kellner — was ihm durchaus nicht wunderbar erscheint — keine Telephonapparate mit langen Beinen sind.

Und wieder verläuft sich der Traum in einen undurchdringlichen, verwirrenden Nebel. Nasmussens Schlaf wird still und traumlos.

Als Nasmussen am nächsten Morgen spät aufsteht und zu seiner Arbeit geht, ist sein Kopf klar und seine Uebermüdung verschwunden. Der traurige Lebensüberdruß, der sich gestern abend seiner bemächtigt hatte, ist wie fortgeweht.

Aber trotz alledem hat er das „Telephon“ nicht vergessen. Er erinnert sich deutlich der Worte des Großhändlers, doch nur hat er seinen Standpunkt dazu genommen.

Er sieht nämlich jetzt ein, daß der Großhändler kein Warenlager ist, wie er, Nasmussen, zwischen dem Büffet und den Gästen.

Und das tröstet ihn. Als Nasmussen sein Café erreicht, hat er ebensofort ein Telephon zwischen seinen Käusern und den Gästen. Und das tröstet ihn. Als Nasmussen sein Café erreicht, hat er ebensofort ein Telephon zwischen seinen Käusern und den Gästen. Und das tröstet ihn. Als Nasmussen sein Café erreicht, hat er ebensofort ein Telephon zwischen seinen Käusern und den Gästen. Und das tröstet ihn.

es bis zu der vorerwähnten Anschauung gebracht, alle Menschen seien Telephone und hier auf Erden käme es nur darauf an, so viel Geld zu verdienen, daß man die Mittel besäße, über all die Telephone zu verfügen, für die man Verwendung hat.

Die letzte Genugtuung für den Keger von gestern abend verschafft sich Nr. 3, als er abends den Vikolo bei einem kleinen Besehen ertappt und bei diesem Anlaß Gelegenheit nimmt, dem armen, verblüfften Buchsen mächtig den Kopf zu wälchen und mit folgenden Worten zu schließen:

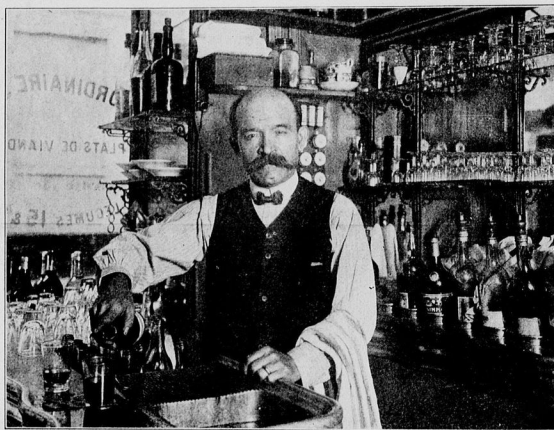
„Denke daran, daß du nur ein Telephon bist zwischen den Gästen und dem Büffet — weiter nichts. Aber du bist ein schlechtes Telephon!“

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Ilika Sternberg.

Folgen des Zweirads.

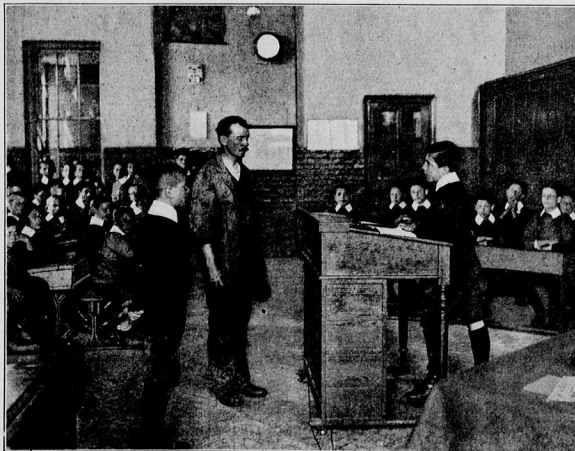
Von Julius Stettenheim.

Wie die Völker, so haben auch die großen Städte ihre Krankheiten. Die Völker haben Pest, Cholera, Krieg, Parteien, Schulden und Grenzschäden, die großen Städte haben ihre Steuern, ihre Kientöpfe, ihren Benzingeruch und ihre Zweiräder. Ich nenne nur diese wenigen Krankheiten, um nicht gegunnen zu sein, erst nach einer halben Stunde einen



Ein Pariser Gastwirt als Romanschriftsteller.

Mr. Ross, der in der Rue de Montins eine kleine Schankwirtschaft betreibt, hat in seinen Mußestunden mehrere Romane verfaßt, von denen der letzte mit dem Titel „De mon village à Paris“ logar Beachtung fand.



Der Angeklagte und der Zeuge vor dem Richter.

Schülergerichtshof in einem englischen Knabeninstitut.

Philip Kester op.

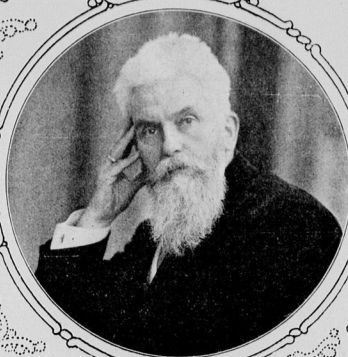
Ein Beurteiler bei der ihm zudiktirten Strafarbeit.



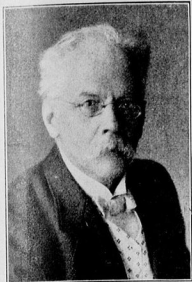
In einer Knabenschule in der englischen Grafschaft Middlesex kommen alle Verstöße gegen die Schulordnung vor einen lediglich aus den Knaben selbst gebildeten Gerichtshof, der in reglementarischer Verfahren dem Sünder den Prozeß macht. Im vorliegenden Falle ist es der Maschinenmeister der Anstalt, der gegen einen wegen seiner dümmen Streiche bereits vorbestraften Schüler Anklage erhebt. Der Verurtheilte wurde einstimmig zu 14 Tagen Stubenaufsicht beurtteilt.



Rektor Prof. Dr. Alfred Hillebrandt.



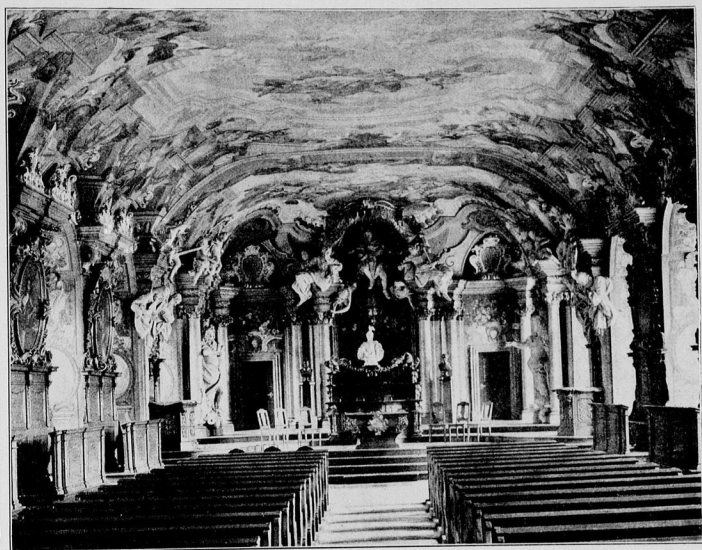
Prorektor Prof. Dr. Otto Fischer.



Der Dekan
der evangelischen
theologischen Fakultät:
Prof. Dr.
Franklin Arnholt.



Der Dekan
der katholischen theolog.
Fakultät:
Komproß Prof. Dr.
Artur König.



Der Dekan der
medizinischen Fakultät:
Prof. Dr.
Wilhelm Uthoff.

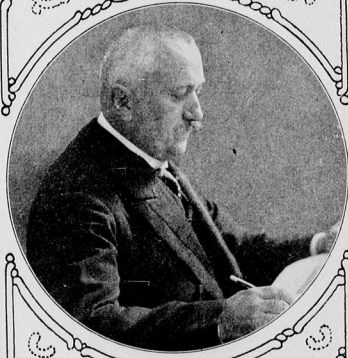


Der Dekan
der juristischen Fakultät:
Prof. Dr.
Herbert Meyer.

Zur
hundertjahr-Feier
der Universität
Breslau

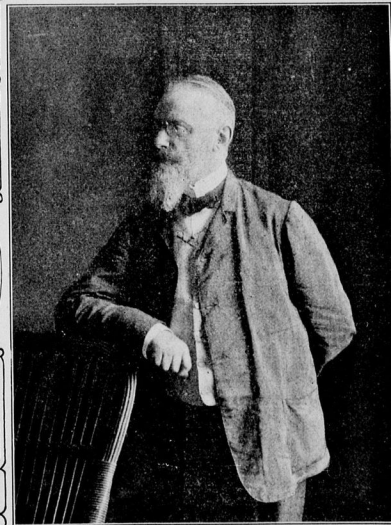


Geheimrat Prof. Dr. Felix Dahn.



Prof. Dr. Willy Kückenthal,
Dekan der philosophischen Fakultät.
Oben in der Mitte die Aula der Breslauer
Universität.

Nach Aufnahmen des Ateliers „Lilly“ in Breslau.



Geheimrat Prof. Dr. Albert Reijer

Punkt zu machen. Auch fühlte ich, daß ich die schlimmste Zeude genannt hätte, als die Zweiräder niedergefahren waren.

Die Zweiräder waren, als sie aufstiegen, eine ziemlich ertragreiche Straßenszene. Damen, auch solche, welche es hätten vorziehen sollen, sich der geschlossenen Droschken zu bedienen und also unter Ausschluß der Öffentlichkeit ihre Wege zurückzulegen, schauten die Mähe nicht, wie heute das Bräde, das Madeln zu lernen, um in einem mehr oder weniger indiscreten Kostüm die Kritik herauszufordern.

Auch das Erwigmännliche wurde von den Zweirädern kinnangezogen, man sah junge Männer, in deren Händen die Portefolien größerer Firmen ziemlich regelmäßig verwaltet wurde, und ältere Gatten, die bis zur Unkenntlichkeit forpultet waren, zum Entsetzen reden, was sie zum Vergnügen reden nannten.

Aber das dauerte nicht lange. Nachdem das Zweirad ein paar Jahre lang in beschriebenen Mäherketten als Diebstahlsobjekt sehr beliebt gewesen war, kehrte das sogenannte bessere Publikum ihm den Rücken, man las nur noch selten, daß gestern wieder ein Gauner ein Stahlrohr stahl, und nun traten die Zweiräder fast ausschließlich in den Dienst der Fabriken und großen und kleinen Magazine.

Das wird auch der Minderfeinhörige an den Aufseherungen merken, die der strampelnde Zweiräder über den Unanständigen laut werden läßt, der ihm nicht fünf genug ausweicht. Man hört in einigen Stunden alle Tiere nennen, die mit Recht oder Unrecht wegen ihrer mangelnden Intelligenz bekannt geworden und im Volksmunde deshalb sehr beliebt sind: eine stattliche Reihe zwischen Lachs und Kamel.

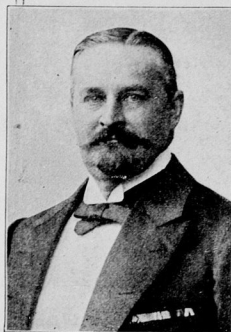
Deute wimmeln die Straßen Groß-Berlins von solchen Zweirädern und ihren zoologisch gebildeten Leitern. Wo man kein Warnungszeichen klingeln hört, läuft ganz gewiß ein Zweirädler vorüber, namentlich da, wo sich an Kutschellen und sonstwo mehrere Menschen aufhalten.

Zwischen diesen fährt der Vertreter der Industrie hindurch, indem er sie über den Dausen rennt, den einen tödend, den anderen mehr oder weniger schwer, meist aber mehr verlegend, und dann schimpfend das Weite sucht. Hier möchte ich mir erlauben, mich an den Herrn Polizeipräsidenten von Berlin zu wenden und ihm einen Vorschlag zu unterbreiten. Da die Zweirädler es für anständig halten, durch ein Klingelzeichen zu mahnen und darum das Klingelzeichen nicht zu geben, so sollte der Herr Polizeipräsident von Berlin die Fußgänger verpflichten, durch Glockenzeichen die Zweirädler daran zu hindern, blindlings darauf los zu rasen. Der Herr Polizeipräsident erinnert sich ohne Zweifel, daß einst die Pestkranken mit



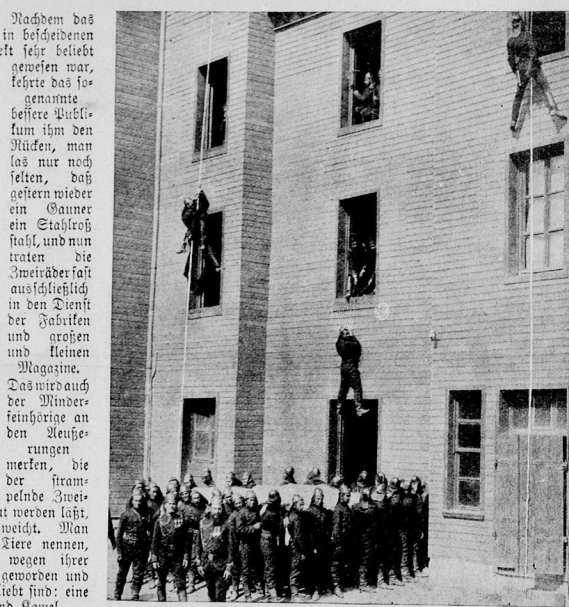
Jiu-Jitsu bei der Berliner Kriminalpolizei.

Auf Veranlassung des Chefs der Kriminalpolizei ist die japanische Kampfmethode „Jiu-Jitsu“ am Berliner Polizeipräsidium eingeführt worden. Zu einem Verleschturnus waren zwanzig Beamte, Kommissare, Wachmeister und Schutzleute zugelassen; der Kursus, dessen Resultate allgemein befriedigten, fand unter Leitung des Jiu-Jitsu-Meisters Erich Mahn.



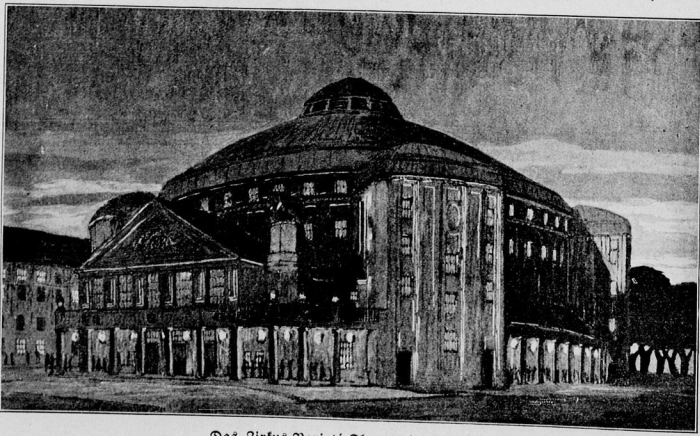
Alfred Meier-Waldeck, Kapitän z. S., der zünftige Gouverneur von Rastatt.

Alfred Meier-Waldeck, Kapitän z. S., der zünftige Gouverneur von Rastatt.



Eine Übung der Feuerwehr von Konstantinopel.

Die Wehr von Stambul ist von deutschen Instrukteuren ganz nach europäischem Muster reorganisiert worden. Das sie bei dem letzten Miesenbrand versagte, ist auf die ganz unzureichende Anzahl der ausgebildeten Mannschaften zurückzuführen.

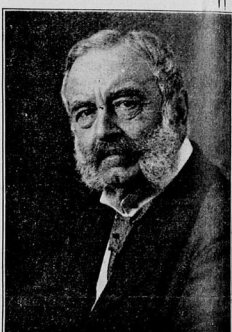


Das Circus-Varietè-Theater in Dresden.

Im nächsten Jahre wird von Direktor Bloch-Sarant ein modernes Circus eröffnet, der mit Hilfe besonderer technischer Einrichtungen zugleich für Opern- und Schauspielaufführungen großen Stils verwendbar gemacht werden kann.

einem Klappinstrument ausgestattet und verpflichtet wurden, mit dessen Lärm Neugierige zu warnen. Die gesamten Millionen Berlins leiden am Zweirad. Weshalb sollte es nicht auch heute praktisch sein, die obligatorische Klingel für die leidende Bevölkerung einzuführen!

Um einer Halbeseller der Straßenbahn war ich vor mehreren Wochen von einem Madler zum Tode verurteilt, wie durch ein Wunder aber zum Schmerzenslager begnadigt worden. Ich erob mich blutend an der Erntefestante, bis an welche ich geföhrend worden war, und ließ mich nach Hause fahren. Ich freute mich, daß dies Haus nicht das Schauspielhaus war und genau so eine der reinen Freuden dieser Erde. Eine Zweifel freute sich auch der Madler über die Madlerin über die gelungene Fahrt. Nachdem dann die Briefe von all diesen Freuden genommen hatte, war ich zwar persönlich überzeugt, daß es reinere Freuden gebe, aber gleichzeitig belehrten mich sehr viele Telegramme, Briefe, Karten und freundliche Besucher, daß ich allen Grund hätte, dem lieben Gott zu danken, daß ich mit blauem Auge davon gekommen sei. Ich habe gewiß nichts gegen das blaue Auge, aber wenn das blaue Auge darin besteht, daß ich den linken Arm nicht bewegen konnte, und daß er auch noch heute nicht die Arbeit wieder aufgenommen hat, so würde ich das blaue Auge vorgezogen haben, wenn mir die Wahl überlassen worden wäre. Es muß aber der Wahrheit gemäß mitgeteilt werden, daß meine Freunde und Bekannten darauf bestanden, ich solle mich mit ihnen freuen. Ich war von lauter frohlichen Menschen umgeben, das Glückwünschen wollte kein Ende nehmen. Viele Freunde nannten mir wichtige Gliedmaßen, die ich hätte brechen können; dann wäre ich ein arbeitsunfähiger Krüppel gewesen. Andere hatten gehört, daß ich nicht gegen Unfall versichert sei, und ihre Freude kannte keine Grenze. Mehrere Damen, die längst muhten, daß ich auf dem besten Wege zum achtzigsten sei, also in einem Alter, das sich die Mühe sparen kann, vor Torheit zu schützen, waren ganz entzückt von meinem Aussehen. Ich glaube, aus diesem mit bekannter Gewissenhaftigkeit geschiederten Erlebten folgern zu dürfen, daß die schredenlose Existenz der Zweiräder in Berlin als eine allgemein gefürchtete, lebensgefährliche bezeichnet werden kann. Unser Verkehr, der, um ein treffendes Faustwort zu zitieren, „ichon wie ein Wildpferd ausieht“, hat keinen festeren Draufgänger in Gang gebracht, als das Zweirad. Im Vergleich mit ihm ist das Auto mit seiner gefährlichen Schnelligkeit als ein Menschen-schöner zu bezeichnen. Das übrige verbleibt sich von selbst.



Geheimrat v. Martiz, der berühmte Staatsrechtslehrer der Berliner Universität, feierte sein goldenes Doktorjubiläum.

Geheimrat v. Martiz, der berühmte Staatsrechtslehrer der Berliner Universität, feierte sein goldenes Doktorjubiläum.